

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 18 (1928)
Heft: 49

Artikel: Zürich-Tokio in 15 Tagen [Fortsetzung]
Autor: Degen, J.A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648377>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

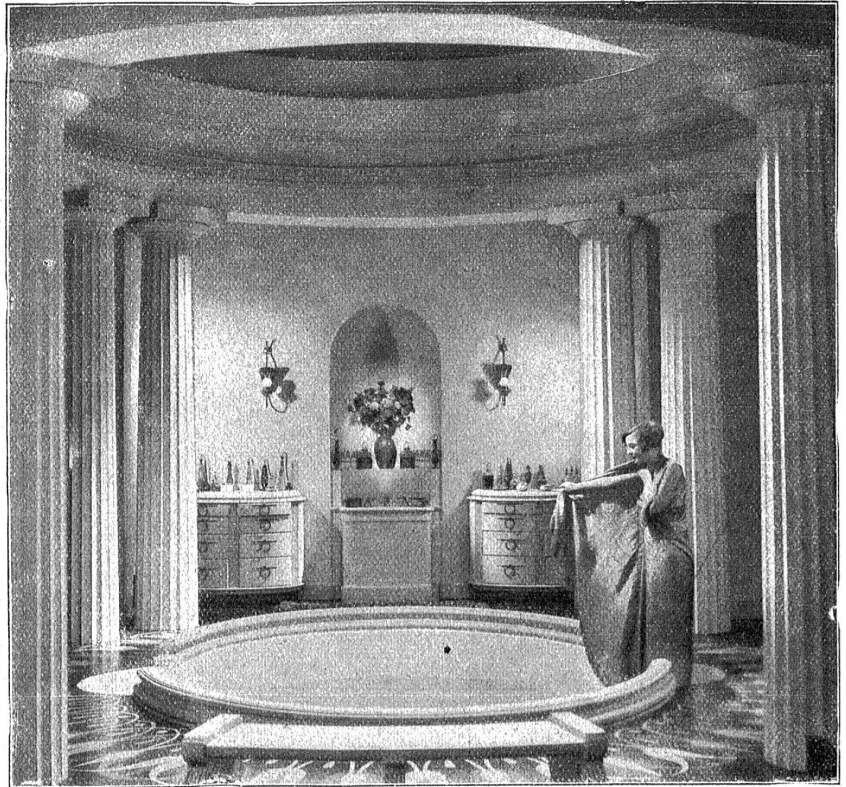
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kamera surrt, die Sonnenlampen fauchen und die unentbehrliche Stimmungsmachende Studiomusik (Harmonium und Geige con sordino bei elegischen Szenen) ertönt, — schreibt Karl Schud in der Leipziger „Musikstrichen Zeitung“, der als Gast in Hollywood einen solchen Betrieb sich mitansehen konnte, — hämmern lustig und unbekümmert um alle Tragödie die Zimmerleute und Schreiner oben auf den Gerüsten, brüllt der Hilfsregisseur nebenan seine Leute zusammen, rollen die Pokerchips, kichern die Statistinnen. Und dabei muß sich der Schauspieler wie jeder einzelne auf das denkbarste konzentrieren, wenn auch jede Einzelszene durchschnittlich drei- bis fünfmal hintereinander „geschossen“ wird. Hier versucht der Filmdichter vergeblich dem Regisseur einen Vorschlag zu machen, dort zitiert der Star die Zofe oder den Diener herbei, hier protestiert einer gegen eine Bridgepartie, dort wird die Parole für die Abendgesellschaft ausgegeben, so schwirrt es mit tausend Fragen, Kommandos usw. durcheinander — Luchtpause. Für eine halbe Stunde rennt und drängt alles, geschminkt und in allen Arten von Kostümierungen, auf die Straße. Da sitzt der Chineser neben dem Indianer, der Heldendarsteller neben dem Wildwestreiter, die sentimentale Darstellerin neben einem Hilfsmaler. Alle Sprachen surren durcheinander: Hier wird auf französisch eine Baseball-Wette abgeschlossen, dort mauscheln zwei Galizier, nebenan zetert ein dunkelbrauner Mexikaner mit einem Caballero über die neueste Revolte in seiner unruhigen Heimat. Ein Japaner lächelt einem Norweger zu, und schließlich treffen sich alle Sprachen in der englischen Bestellung des Mittagessens.“

Das Filmvolk lebt ein Leben für sich draußen in dem etwa 20 Kilometer von Los Angeles entfernten Beverly Hills, wo sich Palast neben Palast reiht. Die richtigen Stars sind dem gewöhnlichen Publikum sozusagen mustische Personen und für den Reporter unauffindbar, da sie es unterlassen, ihre Namen ins Adress- oder Telefonbuch einzutragen, aus dem wohlverständlichen Bedürfnis nach Ungehörtheit heraus. Man erzählt sich Wunder vom fabelhaften Reichtum gewisser Filmstars, und ihre Lebensweise läßt diesbezüglich auch ziemlich sichere Schlüsse tun. Unsere



Der Traum von Luxus und Glanz: Die First-National-Darstellerin Dorothy Mackall im Bad.

Abbildungen (Seite 725 oben und 726) zeigen in der Tat die äußeren Verhältnisse dieser Glückskinder in schönstem Lichte. Ob sie auch immer das innere Glück bedeuten?

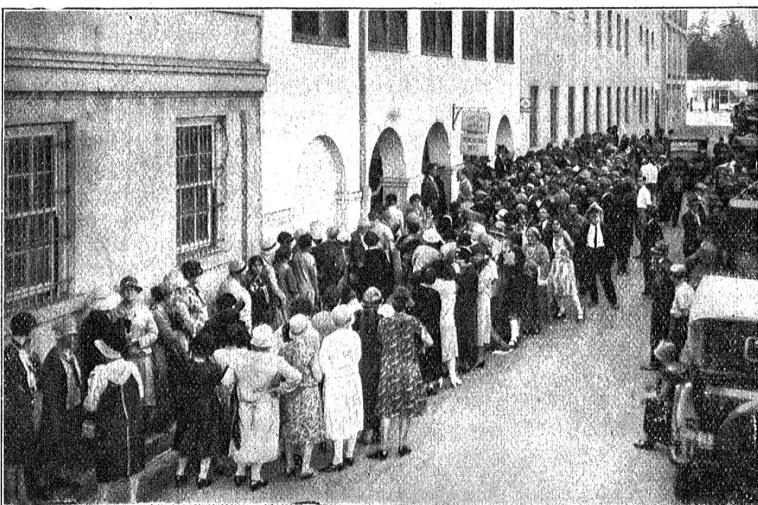
Zürich-Tokio in 15 Tagen.

(Eine Herbstfahrt durch Soviet-Rußland.)

Von Prof. J. A. Degen, Otaru. (Fortsetzung.)

Am Eingang von einem würdevollen, langbärtigen Priester empfangen, wurden wir einem offiziellen „prowodnik“ überwiesen, der uns herumführte, und uns die herrlichen Gemälde und die Herkunft und die Preise der unzähligen Marmorarten erklärte. Beim Kerzenschein drangen wir durch dunkle Gänge, an deren Wänden die Geschichte der Befreiung Moskaus von 1812 zu lesen war, schließlich zum Allerheiligsten vor. Ich wurde eingeladen, die auch hier aufgespeicherten Kostbarkeiten zu bewundern, während man meine Gattin mit nicht mißzuverstehender Geste am Portal zurückhielt. Für eine Frau ist hier in diesem „Staat im Staate“ kein Platz. „Es wäre eine eklatante Verletzung des tiefinnersten russisch-religiösen Gefühls, wenn hier eine Tochter Evas, die doch letzten Endes für die ganze Misere verantwortlich war, sich breit machen wollte.“ Das ging denn doch über meine einfachen vaterländischen Begriffe. Als Schweizer in Moskau kam ich mir vor wie der gute alte Hutten in Rom und wäre beinahe platt auf den Rücken gefallen.

Das Lenin-Mausoleum würde auf einem freien Platz oder auf einem Hügel wahrscheinlich einen imposanten Eindruck machen. Hier aber, angelehnt an die düstern Mauern des Kremels, kommt es nicht so recht zur Geltung. Die sterbliche Hülle des großen Mannes in natura zu sehen, war uns an diesem Tage nicht vergönnt. Wir verzichteten auch gerne darauf. Es kommt dem Außenstehenden doch vor, man hätte hier eine Konzeption zu einem gewissen, man möchte sagen morbiden faibles für das Außerordentliche, Schauerliche gemacht, der



Glänzendes Glend — die Kehrseite der imposanten Silmstadtfaçade: Beschäftigungslose Silmkomparien, die sogenannten „Extras“, vor den Bureaus der Metro-Goldwyn-Mayer auf ein Engagement wartend, um so ein paar Dollars zu verdienen.



Die glücklichen Besitzer: Emil Jannings und seine Gattin Gussy Hall in ihrem Garten in Hollywood.

die Menge ins Panoptikum treibt, und der gewissen Rassen eigen zu sein scheint.

Kleine Absteher in 70 Kopfen-Restaurants, Konsumvereine, Bädereien, Früchtläden u. und eine kurze Fahrt in der furchtbar überfüllten Straßenbahn waren nicht geeignet, unseren im allgemeinen trüben Eindruck zu beleben. Es wird wohl noch Generationen dauern, bis man in dieser überfüllten kommunistischen Metropolis überall Ordnung und Sauberkeit geschaffen hat.

Auf unserer Weiterreise hatten wir Gelegenheit, einen russischen Gelehrten über den interessanten Vorfall in der Erlöserkirche zu interpellieren. Ich wollte wissen, wie sich eigentlich eine solche Behandlung der Weiblichkeit mit dem staatlich anerkannten Prinzip der absoluten Gleichberechtigung beider Geschlechter zusammenreimen lasse. Der Leningrader Professor erklärte mir in tadellosem Englisch kurz und bündig: „This matter is intirely outside the competence of our government; inside their churches the clergy is free to maintain the old rules.“ Aus unserer weiteren Unterhaltung ging aber dann immerhin hervor, daß die Priester in ihrer religiösen Mission doch nicht so absolut frei sind und besonders die bestehenden Einschränkungen bezüglich publizistischer Propaganda sehr empfinden, trotzdem es eigentlich solche Hemmungen in Rußland stets gegeben hat. Auch hat die neue Regierung Mittel und Wege, allzu einflußreiche Geistliche aus ihrem Wirkungskreis zu entfernen, falls sie irgendwie ihren Zielen entgegenarbeiten sollten. Auch diese „Elimination“ geschieht stets in der allhergebrachten „landesüblichen“ Weise mit einem Transportzutein dritter Klasse nach irgend einem Nest auf der anderen Seite des Urals.

Im übrigen gab dieser Vertreter der russischen Intelligenz zu, daß die neuen Machthaber auf verschiedenen Gebieten: im Unterrichtswesen, in der Krankenfürsorge, in Erholungseinrichtungen für die Arbeiter, in der Errichtung von Korrespondenzunterrichtskursen für Sträflinge, in der Schaffung öffentlicher Turn- und Spielplätze, in der Lebensmittelfontrolle, in der Förderung der Landwirtschaft, in der plan-

mäßigen Ausnützung der Landesschätze und besonders im Betrieb der wichtigsten staatlichen Industrien unterschiedene Fortschritte zu verzeichnen haben. — Diese Aussagen persönlich auf ihre Richtigkeit nachzuprüfen, hatten wir leider keine Gelegenheit. Doch hatten wir in den großen Fabrikstädten Wiatka und Perm, die wir den nächsten zwei Tagen passierten, durchaus den Eindruck, daß diese großen stämmigen Russen tüchtig arbeiten können, wenn sie anständig behandelt werden.

Die Fahrt durch den Ural könnte man mit einer Reise durch den Schwarzwald vergleichen, wenn ich auch der letzteren unbedingt den Vorzug geben würde. Einzelne, dicht mit Tannen bewachsene Partien erinnern an unseren Hochwald, doch fehlt das massive Gebirge vollständig. Auf der neuen, nördlichen Route bekommt man nicht einmal den Biß Alexander zu sehen. Unbeschreiblich schön war der Sonnenuntergang, der uns am zweiten Abend nach unserer Abfahrt von Moskau hinausleuchtete über die letzten welligen Hügel, die Europa von Asien trennen.

In Sverdlovsk (dem früheren Ekaterinenburg) finden sich immer noch die von alters her bekannten Stände, eine Art „Buden“, wo man für gläsernde Edelsteine und originelle Holzschnitzereien aus dem Ural sein gutes Geld los werden kann. Von hier aus geht es über endlose Steppengelände. Gelegentlich macht die Bahn an einer kleinen Station von 2 bis 3 Häusern Halt. Man springt erwartungsvoll aus dem Zug, um irgend etwas zu entdecken, doch umsonst. Es gibt absolut nichts zu sehen. Weit und breit kein Baum oder Strauch. Nichts als öde Steppe so weit das Auge reicht. Der Blick ist gebannt auf einen einzigen glatten Strich, den Horizont, den die Eisenbahnlinie im Osten und im Westen an schon beinahe nicht mehr festzuhaltenden Punkten trifft. So sieht es an dieser Stelle des Erdballes, der berühmtesten Malariazone, aus. Man könnte sich ebenfogut auf den Mond versetzt wähnen. Wer noch nicht ganz der Ueberzeugung wäre, daß die Erde eine Kugel sei, der würde hier zum gläubigen Thomas: Schon halb 3 Uhr geht (Erde August) die Sonne unter und eh unsere gute Schweizeruhr auf 4 Uhr zeigt, ist es stockdunkle Nacht.

Am nächsten Morgen befinden wir uns immer noch in derselben Einöde und erst gegen Mittag zeigt sich in der Ferne ein breites, fast ausgetrocknetes Flußbett, das des Irtsch, der gerade vor Omsk überkreuzt wird. Um mir diese, durch Dostojewski berühmt gewordene Gegend etwas näher zu betrachten, öffnete ich die Wagentüre und setzte mich gemütlich aufs Trittbrett. Doch durch ein weiteres Ueberbleibsel aus der „guten“ alten Zeit sollte ich jäh aus meinen Betrachtungen aufgerüttelt werden. Am Anfang der Brücke stand ein Schildwachhäuschen und zu meiner größten Ueberraschung sprang daraus ein Soldat, der mich mit einem schauerlichen „Saff-rrr-reaet!“ empfing und noch bevor ich diesen kategorischen Befehl aus meinem russischen Vokabular herausgekratzt hatte, riß er auch schon seine Knallbüchse hoch und machte sich kaltblütig daran, mich mausetot zu schießen. Ich machte die Augen zu und warf mich so eiligst nach rückwärts, daß ich beinahe bei der hintern Tür hinausgeflogen wäre. Gott sei Dank, ich war gerettet!

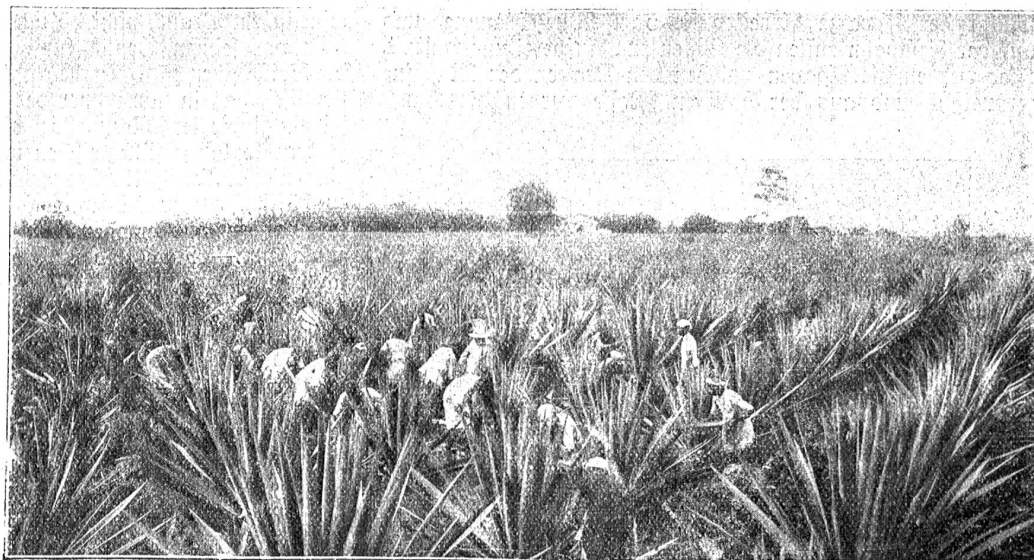
Die Schlußfolgerung, die ich zu ziehen hatte, war, daß es anscheinend immer noch solch blödsinnige Menschen geben muß, die nichts Besseres zu tun wissen, als solch herrliche Baudenkmäler menschlichen Genies, wie jene gewaltige Brücke über den Irtsch, in die Luft zu sprengen.

Omsk, die alte Sträflingskolonie, sieht heute aus, wie wohl jede andere russische Provinzstadt, d. h. abgesehen von den pompösen Kirchen und einigen größeren Regierungsgebäuden, ist sie wohl kaum von irgend einem anderen größeren russischen Dorf zu unterscheiden.

Gleich hinter Omsk fängt die Wüste wieder an. Stundenlang geht es über braches, eintöniges Land. Nur gelegentlich bemerkt man auf der sehr zweifelhaften Paaleste ein kleines Gefährt zu sehen. Man fragt sich erstaunt, wo der wohl hin wolle, und unwillkürlich wandern die Gedanken zurück zu den politischen Sträflingen, die früher hier zu Tausenden, oft mitten im Winter, der Straße entlang deportiert worden sind. Was müssen sie auf diesem wochenlangen Transport empfunden haben, sie, die nicht die geringste Ahnung hatten von dem, was jenseits des endlosen Striches sie erwartete. Vielleicht war es gut, daß sie diese Dede zu passieren hatten; denn, wenn man endlich nach langen bangen Stunden aus diesem Sumpf- und Steppengelände heraus in das eigentliche Sibirien gelangt, so ist man angenehm überrascht: Schöne, bewaltete Höhenzüge tauchen auf, gut behaute Felder. Da und dort markiert ein leuchtender Kirchturm die Stelle, wo sich ein kleines, freundliches Dorf gebildet hat. Die Stationen sind aber leider so weit von den Ansiedlungen entfernt, daß man nur selten Gelegenheit hat, eine dieser prächtigen Kirchen in der Nähe zu betrachten. Man hat aber auch so den Eindruck, daß hier ein Dorf das andere hätte übertreffen wollen.

Die Halte werden immer häufiger. An jeder Station gibt es ausgezeichnete Milch, Butter, Käse, Brot und Honig, auch gebratenes Geflügel, Beeren etc., so daß der Speisewagen sozusagen überflüssig wird. Wozu soll man auch dort für eine bescheidene Mahlzeit 4 Franken ausgeben, wenn man draußen für dasselbe Geld drei gebratene Hühnerchen oder gar ein fertig prepariertes Ferkelchen (!) erstehen kann.

Von den riesigen Strömen und größeren Städten in dieser Gegend bekamen wir leider nicht viel zu sehen. Novosibirsk und Krasnojarsk wurden beide nachts passiert und von der Wichtigkeit dieser beiden Plätze gab sicher das abendliche Lichtmeer nur ein schwaches Bild. Die letztere Station zeigte, trotz der vorgerückten Nachtstunde, einen



Sisalhanfpflanzung in Deutsch-Ostafrika.

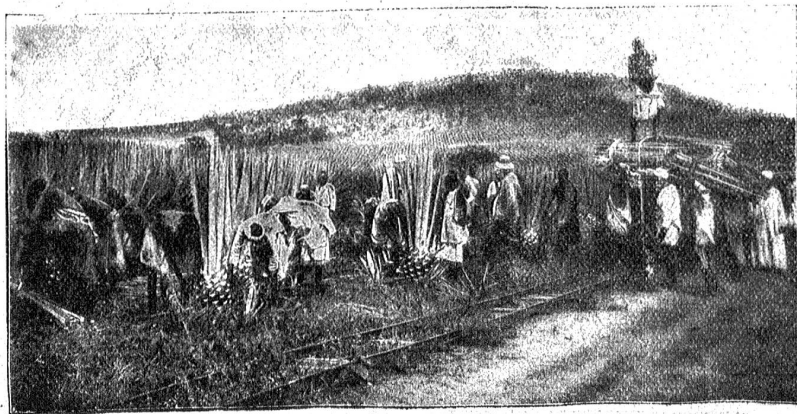
wahren Ameisenhaufenbetrieb: Auf Tischen und Bänken, in Sälen und Gängen und auf den Treppen lag es herum, mit Rind und Regel, teils fütternd, teils schnarchend, teils singend und tanzend: Das fahrende Volk Sibiriens! Wer hier im wahren Sinne des Wortes einmal „Aug' und Nase hineingesteckt hat in diesen „standard of living“, der wird den Eindruck nicht so leicht vergessen und doch — das Bild wäre nicht vollständig, wenn der Schreiber dieser Zeilen eine andere Beobachtung verschweigen wollte: Auf dem Perron stand eine ganze Anzahl durchaus „fischer“ junger Frauen mit Blumenbouquets, die sich mit rührender Hingebung und einem wirklich herzlich klingenden „Oh mon musch“ aussteigenden Passagieren um den Hals warfen. Ja ja! Das alte Lied — es bleibt eben doch für ewig wahr: „Raum ist in der kleinsten Hütte...“

Nach Krasnojarsk eine über einen Kilometer lange Eisenbahnbrücke über den Jenissei, den größten Strom Sibiriens, auf dessen dick gefrorener Oberfläche bis spät in den April hinein noch schwere Lastwagen zirkulieren können. Dann geht's weiter an riesigen Holzlagern vorbei, durch den eigentlichen sibirischen Urwald, der hier zum größten Teil aus Birken und anderen Laubbäumen besteht und der der Bahalinie entlang schon sehr gelichtet ist. (Schluß folgt.)

Die Sisalagave und der Sisalhanf.

Außer Jute und Manilahanf kommen unter den tropischen Hanfen nur der in Mexiko (hier insbesondere auf der Halbinsel Yucatan) und in neuerer Zeit auch in dem ehemaligen Deutsch-Ostafrika kultivierte, aus verschiedenen Agavenarten gewonnene Sisalhanf für den Weltandel in Betracht. Unsere Abbildungen zeigen, wie Sisalhanf gepflanzt, geerntet und zur ausfuhrfertigen Ware verarbeitet wird.

In großen, oft viele Hektaren umfassenden Arealen werden in Abständen von einigen Metern die Agaven gepflanzt. In Mexiko sind es fünf Varietäten von Agave angustifolia, die abgeerntet werden; sie wachsen wild und werden nicht gepflegt wie die in Ostafrika gepflanzte Art. Diese treibt aus ihrem Wurzelstock ein bis zwei Dutzend anderthalb bis zwei Meter lange schwertförmige Blätter. Mit scharfem Saumheer



Hanfernte auf einer ostafrikanischen Sarm.